

lem die Logoslehre vorangebracht hat. Als theologisches Leitmotiv dieses Denkens nennt Z.: Hippolyt begreift Gott in seiner Einzigartigkeit, völligen Unabhängigkeit und Weltüberlegenheit als Anfang und Träger einer ‚oikonomia‘, die über den Logos zur Erschaffung der Welt führt, durch den Logos die Erlösung der Menschheit und in ihm ihre Vollendung herbeiführt. Dabei kommt es entscheidend darauf an, die enge Verbindung vom innergöttlichen Hervorgehen des Logos mit Schöpfung und Inkarnation zu sehen, d. h., mit dem Logos denkt und beschließt Gott die Schöpfung kraft seines freien Willens. Zugleich manifestiert sich in diesem Geschehen die distinkte Existenz des Logos, was schließlich mit seiner Fleischwerdung und in den „Mysterien des Lebens Jesu“ offenbar wird. Weniger ausführlich geht Z. auf die Schwachstellen dieser Konzeption ein. Ihre Öffnung auf die zeitgenössische Philosophie hat für den „intellectus fidei“ nicht nur einen Gewinn bedeutet: Den Logos begriff die Stoa monistisch und in Relation zur Welt. Als dann der Mittelplatonismus und das Judentum die absolute Transzendenz und innere Einheit Gottes herausstellten, wurde der Logos, von dem die Christen redeten, in die Rolle des untergeordneten Mitlers abgedrängt. Die naheliegende Gefahr des Subordinatianismus hat der Versuch Hippolyts, den Hervorgang des Logos mit der Erschaffung und Erlösung der Welt zu verknüpfen, noch verstärkt. – Im Gesamturteil: Eine kenntnis- und lehreiche, werkimmanent angelegte Monographie, die zudem deutlich macht, wie sehr theologiegeschichtliche Abhandlungen von text- und redaktionskritischen Vorarbeiten profitieren können. H.-J. HÖHN

MILANO, ANDREA, *Persona in teologia. Alle origini del significato di persona nel cristianesimo antico* (Saggi e Ricerche 1). Potenza: Università degli Studi della Basilicata 1984. 447 S.

So umstritten die Herkunft des Wortes ‚Person‘ hinsichtlich seiner Etymologie noch immer sein mag, Übereinstimmung besteht doch darüber, daß das mit ihm Gemeinte erst in der christlichen Theologie, vor allem in der Christologie und Trinitätslehre, seine umfassende Klärung fand. Das Wissen um das geschichtliche Werden des Personverständnisses, das M. an den wichtigsten Stationen der altkirchlichen Dogmatik veranschaulicht, vergegenwärtigt einen Traditionsstrang theologischen Denkens, von dem auch die philosophische Anthropologie nicht absehen kann. Es ist geistesgeschichtlich und philosophisch keineswegs belanglos, daß die religiöse Erfahrung eines personalen Gottes den Weg für die Wahrnehmung menschlicher Personalität geebnet hat (11–43). M. beginnt seine Historie des Personbegriffs mit jenen Fragen, die sich aus dem Aufeinandertreffen des jüdischen und philosophischen Monotheismus mit dem christlichen Bekenntnis zu einem drei-einen Gott ergaben (45–55), und geht dann den Versuchen nach, den Terminus ‚prosopon‘ für eine Lösung einzubringen (57–64). Die Aufnahme des Begriffs ‚persona‘ in die westliche Trinitätslehre wird am Werk Tertullians nachgezeichnet (65–97) und mit den Leistungen des im Osten favorisierten Paradigmas ‚hypostasis‘ verglichen. M. konzentriert sich hierbei auf die Schriften des Origenes und des Athanasius (98–125). Analysiert wird in diesem Zusammenhang auch der Beitrag der Kappadokier zur orthodoxen Trinitätslehre (127–153). Eine Zwischenreflexion (155–165) gilt der Frage, inwieweit die Aufnahme philosophischer Vokabeln eine ‚Ontologisierung‘ des apostolischen Kerygmas zur Folge hatte. Gegen den Verdacht der unreflektierten Hellenisierung des Christentums führt M. die genuin christliche Semantik und Pragmatik dieser Begriffe ins Feld. Wichtig ist die Beobachtung, daß ‚persona‘ in der Theologie zunächst nur im Plural und in der Trinitätslehre vorkommt, dabei nicht nebeneinanderstehende Substanzen, sondern reale immanente Beziehungen im göttlichen Sein bezeichnet. Das Bezogensein meint nicht etwas zur Person Hinzukommendes, sondern diese besteht von ihrem Wesen her überhaupt nur als Beziehung, – eine Denkfigur, die an einer Substanzontologie deutliche Korrekturen anbringt. Die Beziehung zwischen dem Personbegriff der Trinitätslehre und dem Personverständnis in den christologischen Kontroversen der vor-chalcedonischen Zeit bringt M. nur relativ kurz zur Sprache (167–187). Größeren Raum erhält eine Würdigung der byzantinischen Christologie. Sein Hauptaugenmerk richtet M. dabei auf die Verwendung des ‚hypostasis‘-Begriffs bei Leontius v. Byzanz, Leontius v. Jerusalem,



Maximus Confessor und Johannes v. Damaskus im Kontext der nach-chalcedonischen Auseinandersetzungen (189–235). Von dort geht der Blick wieder zurück auf die Entwicklung der abendländischen Theologie mit Novatian, Hieronymus, Marius Victorinus und Hilarius v. Poitiers als ihren wichtigsten Exponenten (237–281). Ein eigenes Kap. ist Augustinus gewidmet, der das Verständnis der göttlichen Personen als Relationen zwar in die Mitte seiner Trinitätsspekulation stellte, sich im gelegentlichen Gebrauch von ‚persona‘ und ‚substantia‘ als Synonyme aber terminologischer und theologischer Inkonsistenzen schuldig machte (283–318). Der geistesgeschichtlich überaus wirksam gewordenen Person-Definition des Boethius („Persona est naturae rationalis individua substantia“) gilt das Schlußkap. (319–387). Angesichts der begrifflichen Anleihe bei einer Substanzontologie mag Boethius’ Auszeichnung des Individuellen und nicht der Relation als eigentlich personkonstituierendes Moment einen gewissen theologiegeschichtlichen Rückschritt bedeuten. Dagegen ist allerdings zu berücksichtigen, daß hier die christologische Problematik im Vordergrund steht: Die gottmenschliche Einheit in Jesus Christus ist dadurch zu wahren, daß ‚Person‘ gerade das Einheitsprinzip der ungetrennt und unvermischt zueinanderstehenden beiden Naturen benennt. Im Unterschied dazu gibt ‚Person‘ in der Trinitätslehre gerade das Unterscheidende der drei Weisen des göttlichen Selbstbesitzes an. Wenn Boethius also in der Christologie Personalität und Individualität nahezu gleichsetzt, liegt darin zweifellos ein Fortschritt, der allerdings erkauft wurde mit der Vernachlässigung der relationalen Struktur dieses Personseins. Aufgearbeitet wurde dieses Defizit erst durch Richard v. St. Viktor, dessen Definition die Dimension des ‚Interpersonalen‘ als mitkonstitutiv für Personalität ausweist. – M.s Untersuchung dokumentiert ein gründliches Quellenstudium und eine ebenso umfassende Kenntnis der Sekundärliteratur (vgl. Index, 401–444). Dabei ist er nicht der Gefahr erlegen, lediglich eine kommentierte Konkordanz zum Vorkommen des Personbegriffs in der Väterzeit zu erstellen. Bei allem wissenschaftlichen Aufwand haben hier die schwierige Kunst theologischer Geschichtsschreibung und die Fähigkeit zu kritischer Textanalyse ohne einander zu beeinträchtigen eine überzeugende und lesenswerte Studie entstehen lassen.

H.-J. HÖHN

GAHBAUER, FERDINAND R., *Das anthropologische Modell. Ein Beitrag zur Christologie der frühen Kirche bis Chalkedon* (Das östliche Christentum NF 35). Würzburg: Augustinus-Verlag 1984. 500 S.

Seit ihren Anfängen formuliert die Frage, wie die Einzigartigkeit Jesu Christi zu begreifen ist, ein Hauptproblem der christlichen Theologie. Als eine besonders fruchtbare Denkhilfe hat sich die Analogie des Leib/Seele-Verhältnisses mit der Einheit der menschlichen und der göttlichen Natur in Jesus Christus erwiesen. Die Einflüsse der spätantiken Anthropologie auf die nähere Anwendung dieses Denkmodells in der altkirchlichen Christologie sind bisher allenfalls in einzelnen kleineren Beiträgen oder als Nebenthema christologischer Gesamtdarstellungen aufgearbeitet worden. Daß diese Problemstellung aber eine eigene Monographie verdient, beweist die vorliegende Studie, der es um den „Nachweis anthropologischer Grundmodelle der Antike als Deutungsmuster für die Natureinheit der Person Jesu Christi, m.a.W. um die Verwurzelung des Christusmysteriums in ihrer antik-philosophischen Umwelt gerade mit Hilfe des Menschen aus Leib und Seele als Vergleichsmodell“ (9) geht. Die dabei beschrittene Wegstrecke ist relativ weit; im Umfeld reicht sie von den Vorsokratikern bis ins 8. nachchristliche Jahrhundert, im Kern jedoch vom ersten Vorkommen des Leib/Seele-Modells bis zum Konzil von Chalkedon. In einer vorwiegend begriffsgeschichtlichen Perspektive gilt G.s Interesse hauptsächlich der östlichen, griechisch-sprechenden Kirche. Die in Frage kommenden Texte der maßgeblichen Theologen dieser Zeit sind mit großer Treffsicherheit ausgewählt, ihre tragenden Aussagen und Begriffe jeweils präzise in ihrer Bedeutung und Funktion erklärt und der Vergleich mit entsprechenden Denkfiguren der zeitgenössischen Philosophie ist sehr kenntnisreich durchgeführt. – Nach einem einleitenden Literatur- und Forschungsbericht (12–30) setzt die eigentliche Untersuchung mit einer Analyse der homoiousischen Theologie